

Die Helikopter-Perspektive

Aus der Geisendörfer Jury „Kinderprogramme“ / Von Tilmann Gangloff

epd Im Herbst 2015 hat sich der Kinderkanal von ARD und ZDF unter dem Motto „Respekt für meine Rechte!“ eine Woche lang in diversen Dokumentationen mit der Kinderarmut in Deutschland befasst. Da der Robert Geisendörfer Preis Fernsehmacher auszeichnet, die mit ihren Sendungen unter anderem das soziale Verantwortungsbewusstsein stärken, stammte ein Großteil der eingereichten Produktionen aus dieser Programmwoche. Viele der Sendungen sorgten allerdings für gemischte Gefühle. Wenn sich das Fernsehen in soziale Niederungen begibt, grenzt das mitunter an Elendstourismus. Auch die besten Informationsabsichten können nicht verhehlen, dass solche Ausflüge leicht fragwürdig wirken: Die Reporterinnen und Reporter kehren mit einer guten Story in ihren Wohlstandsalltag zurück, aber für die Betroffenen hat sich nichts geändert.

Es lag daher vielleicht auch an einem gewissen Überdruß, dass sich die beiden Preisträger deutlich von dieser Art Fernsehen unterscheiden. Die Jury Kinderprogramme kann zwei Preise vergeben, und die sind ausdrücklich nicht hierarchisiert. In diesem Jahr war das anders, denn nach der Sichtung von „Club der roten Bänder“ herrschte erst mal Stille, gefolgt von der einhelligen Meinung, eine der besten deutschen Serien seit langem gesehen zu haben. Damit stand der erste Preisträger fest.

Beitrag zur Integration

Um den zweiten Preis wurde ungleich heftiger gerungen. Zur Wahl standen drei Einreichungen, die ebenso überzeugte Fürsprecher wie Gegner hatten: das RTL-Magazin „Ninias Fashion Mag“, der Film „Gedeon und sein Kobold“ aus der Kika-Reihe „Schau in meine Welt!“ und schließlich „Rosa - Tun kann jeder was“, ein Beitrag aus der ZDF-Reihe „Stark!“, dem die Jury letztlich den Preis gab.

„Rosa“ war die einzige Sendung aus der Kika-Woche „Respekt für meine Rechte“, die bis zum Schluss im Preisrennen blieb. Dass der Film dennoch kontrovers diskutiert wurde, hatte eher mit der konventionellen Machart als mit den eingangs beschriebenen Vorbehalten zu tun. Die Auszeichnung gilt auch der Botschaft, denn Phillis Fermer (Buch, Regie, Produktion) zeigt, wie wenig Aufwand nötig ist, um einen Beitrag zur Integration zu leisten.

Die Autorin stellt ein Mädchen vor, das mit seinen zwölf Jahren ein großartiges Vorbild abgibt: Während es viele

Menschen bei der Frage belassen, was man tun könne, um den Flüchtlingen zu helfen, hat Rosa kurzerhand gemeinsam mit einigen Mitschülern ein Flüchtlingsheim in der Nähe ihrer Kölner Schule besucht. Anfangs spielen sie mit den Kindern, dann wollen sie ihnen Deutsch beibringen - und scheitern kläglich. Für den Film ist dieser Rückschlag jedoch enorm wichtig, denn er verhindert, dass Fermer die Protagonistin verklärt.

Preise für Kinderfernsehen

epd In der Kategorie „Kinderprogramme“ des Robert Geisendörfer Preises sind die Preisträger in diesem Jahr Richard Huber (stellvertretend für das Regie-Team) und das Autorenduo Arne Nolting und Jan Martin Scharf für die Vox-Serie „Club der roten Bänder“ sowie Phillis Fermer für ihre Dokumentation „Rosa - Tun kann jeder was“ aus der ZDF-Reihe „stark!“ (vgl. Dokumentation in dieser Ausgabe und Meldung in epd 42/16). Die Preise sind mit jeweils 5.000 Euro dotiert. Stifter sind die Wolfgang und Gerda Mann Stiftung - Medien für Kinder sowie die Evangelische Akademie Tutzing. Unser Autor Tilmann Gangloff war Mitglied der Jury Kinderprogramme.

Die zweite Hälfte der kurzen Dokumentation befasst sich mit der Freundschaft, die Rosa mit der gleichaltrigen Hisjona aus Albanien schließt. Wie stets bei „Stark!“ hat ausschließlich die Hauptfigur das Wort. Im Grunde gebührt der Preis mindestens auch Rosa, denn sie ist ein erstaunliches Mädchen, dessen Gerechtigkeitsgefühl nur noch von seiner Eloquenz übertroffen wird. Ein Glücksfall für Fermer, die Rosa fast nur zuschauen und zuhören musste.

Der Preis ist das Ergebnis einer Konsenssuche, weil die Positionen etwa bei „Ninias Fashion Mag“ ungleich unversöhnlicher waren. Das Magazin wird unter der Dachmarke „Yolo“ im Rahmen einer Drittsendelizenz als Zulieferung bei RTL ausgestrahlt und ist eine Produktion der Firma tvision, die auf Kinder- und Jugendfernsehen spezialisiert ist und viel für den WDR arbeitet („Die Sendung mit der Maus“, „Du bist kein Werwolf“). Als besonders erfrischend wurde die Moderatorin Ninia Binias empfunden. Die handwerkliche Qualität des Magazins, das sich an Heranwachsende richtet, ist offenkundig, der optische Aufwand ist gemessen am vermutlich überschaubaren Produktionsbudget imposant.

Die Kritik galt vor allem dem Inhalt, denn unterm Strich ist „Ninias Fashion Mag“ ein Lifestyle-Magazin, in dessen Verlauf Binias unter anderem sehr ausführlich beim Besuch eines Berliner Szenefriseurs gezeigt wird. Für den Anspruch des Geisendörfer-Preises ist das zu wenig. Gleich zwei Preise für Privatsender, beide zudem noch aus dem Bereich Jugendfernsehen, wären auch eine Ohrfeige für die engagierten Redaktionen von ARD, ZDF und Kika gewesen.

Gemeinsam mit Ninia Binias landete Marco Giacomuzzi mit „Gedeon und sein Kobold“ (Kika/HR) auf dem undankbaren dritten Platz. Der Titel bezieht sich auf Gedeons Krankheit: Der Junge hat das Tourette-Syndrom und deshalb das Gefühl, in seinem Kopf lebe ein Kobold, der ihn immer wieder verrückte Sachen machen lasse. Dass Giacomuzzi diesem Kobold Körper und Gesicht gibt, ist als Idee nicht schlecht, wirkt in der Ausführung als gezeichnete Trickfigur aber doch eher dilettantisch. Ähnlich unglücklich war der Einfall, Gedeon bei inszenierten und daher wie Fremdkörper wirkenden Gesprächen mit seinen Geschwistern zu zeigen; die älteren mussten sich vor der Kamera dafür entschuldigen, dass sie den Jungen als Nervensäge empfunden haben, bevor klar wurde, dass er krank ist.

Einhelliges Votum

Aber dann nimmt der Film mit der Einführung einer weiteren Protagonistin eine unerwartete Wende: Gedeon bekommt Besuch von seiner deutlich älteren Chat-Freundin Fabienne, bei der sich das Syndrom ungleich stärker bemerkbar macht. Trotzdem hat die junge Frau einen erstaunlich souveränen Weg gefunden, mit der Krankheit zu leben, und da sie sich selbst über ihre Tics lustig macht, kann man ohne schlechtes Gewissen mit ihr lachen.

Es gibt nicht viele Dokumentationen, die sich mit dem Tourette-Syndrom beschäftigen, erst recht nicht für Kinder – schon das spricht für den Film. Andererseits werden gerade bei Produktionen dieser Art meist Protagonisten gezeigt, die ihr Schicksal auf bemerkenswerte Weise meistern. Gedeon dagegen hat Angst, dass sich seine Krankheit verschlimmern könnte. Giacomuzzi hat ihn über einen längeren Zeitraum immer wieder besucht, tatsächlich nehmen die Symptome zu. Trotzdem führt der Film den Jungen nie vor. Auch die Bildgestaltung ist einfallsreich.

Dass Giacomuzzi dennoch leer ausging, liegt an „Club der roten Bänder“: Die Jury wollte vermeiden, gleich zwei Sendungen über kranke Kinder auszuzeichnen. Dass die Drehbücher zum „Club der roten Bänder“ von Arne Nolting und Jan Martin Scharf auf einer katalanischen Vorlage basieren, war der Jury bewusst, spielte aber keine

Rolle, zumal es deutliche Unterschiede zum Original gibt. Die zehnteilige Serie erzählt von sechs Jugendlichen, die sich nach und nach als Langzeitpatienten in einer Klinik einfinden. Zwei Jungen haben Krebs, ein weiterer hat einen schweren Herzfehler, ein vierter, der Erzähler, liegt schon seit zwei Jahren im Koma.

Allein die Entwicklung des sechsköpfigen Ensembles ist vorzüglich ausgedacht, umgesetzt und gespielt (allen voran von Tim Oliver Schultz als „Clubgründer“). Trotz der bewegenden Schicksale ist die Geschichte immer wieder überraschend komisch. Als Preisträger hat die Jury einerseits die Autoren erkoren, weil sie den Figuren eine Tiefe gegeben haben, die weit über die offenkundigen Klischees hinausgeht, sowie andererseits Richard Huber stellvertretend für das Regieteam, weil er als Regisseur der ersten beiden Folgen Stil und Tonfall der Serie geprägt hat. Vox hat die Serie zwar im Abendprogramm gezeigt, aber die Zielgruppe des Preises reicht bis 14 Jahre, für ein Publikum ab zwölf sind die Geschichten ohne Einschränkung empfehlenswert, wie zudem die enorme Facebook-Resonanz auch bei jungen Jugendlichen zeigt.

Einfallslose Superlative

Neben den beschriebenen Produktionen gab es unter den 29 Einreichungen (darunter drei Nominierungen von Jurymitgliedern) nur noch eine Sendung, die im Zuge der Preisvergabe diskutiert wurde: eine Sonderausgabe von „Checker Tob“ (BR). Das „Checker Extra“ mit dem Titel „Warum so viele Menschen fliehen“ wurde dann aber doch als zu disparat empfunden, um für einen Preis infrage zu kommen. Die Kritik galt dem ständig einfallslose Superlative absondernden Moderator Tobias Krell („superspannend“, „superdringend“, „supergefährlich“), der seine Ausführungen gern mit entsprechend übertriebener Mimik begleitet, sowie den oberflächlichen Interviews und den inszenierten Elementen.

Herzstück der 50 Minuten langen Sendung ist eine Reise des hier als Gastreporter eingesetzten früheren Kinderfernsehstars Willi Weitzel in den Nahen Osten, der unter anderem ein Flüchtlingslager im Libanon besucht. Die Videogespräche zwischen Krell und Weitzel wirken allerdings genauso gestellt wie ein vermeintlicher Videochat des Moderators mit einem Mann, der im Mittelmeer Flüchtlingen hilft. Mit heutigem Wissensstand würde die Kinderfernsehredaktion des BR einige der aufgeworfenen Fragen vermutlich auch differenzierter beantworten.

Als positiv wurde der empathische Zugang empfunden: Das Magazin weckt Verständnis und Mitgefühl. Ebenfalls gelobt wurden die handwerkliche Sorgfalt, die gestalterische Vielfalt und die Auswahl der Prot-

agonisten, auch wenn die Sendung ihrer Zielgruppe womöglich zu viel Information zumutet.

Bei den weiteren Einreichungen zum Thema Flucht und Armut, überwiegend Porträts aus „Schau in meine Welt!“, überwog die Kritik. „Mareike – Mama ist obdachlos“ (Kika, Buch und Regie: Silvia Kaiser) zum Beispiel vermittelt zu wenig, was wirklich in der Titelfigur vorgeht. Außerdem weckt der Titel falsche Erwartungen, denn die Mutter taucht nur am Rande auf. Darüber hinaus bleibt die Autorin viele Hintergrundinformationen schuldig. Mareike hat zehn Geschwister, aber wie auch in einigen anderen Filmen über kinderreiche Familien wird kein Wort darüber verloren, warum eine Frau so viele Kinder bekommt und wo die Väter sind – Fragen, die sich nicht nur erwachsene Zuschauer unwillkürlich stellen.

Armut wirkt naturgegeben

Bei „Nusin – Ein Leben in der Arche“ (Kika/SWR, Buch und Regie: Károly Koller) wird die Frage nach dem leiblichen Vater ebenso ausgeblendet wie die Ursachen der Armut, in der das vorgestellte Mädchen lebt. Auch hier kommt die familiäre Situation viel zu kurz. Das gilt für fast alle Beiträge dieser Art: Weil die Armut nur gezeigt, aber nie erklärt wird, wirkt sie naturgegeben. Vielen Filmen der Reihe mangelt es zudem an Dramaturgie und Konzept.

Interessanterweise wird das Streben nach Glück fast immer auf materielle Aspekte reduziert. Natürlich ist es gerade für Mädchen im angehenden Teenageralter ein Problem, im Gegensatz zu wohlhabenderen Altersgenossinnen kein Geld fürs Shoppen zu haben, aber es fiel auf, dass einige Beiträge dies stark in den Vordergrund rückten. An vielen Produktionen störte ein unangenehmer Vorführeffekt: Als solle der Kika-Zielgruppe aus der bürgerlichen Mittelschicht gezeigt werden, wie arme Kinder in Deutschland leben. Und während Jurys in anderen Fällen gern bemängeln, dass Botschaften allzu offenkundig präsentiert werden, sind sie in einigen Produktionen aus dem Armutsschwerpunkt zu gut verpackt worden. Die Filme sollen den Kindern Mut machen, den Armutsteufelskreis zu durchbrechen. Aber um diese Botschaft überzeugend vermitteln zu können, müsste tiefer geschürft werden, als es meist der Fall ist.

Ein weiteres Manko der Beiträge zu „Schau in meine Welt!“ sind die inszenierten Momente. Kein Dokumentarfilm ist ein wirklichkeitstreu Abbild der Realität, aber wenn ein Regisseur mit seinen Protagonisten bestimmte Szenen nachstellt, sollte das nicht so offenkundig sein wie bei „Eva nutzt ihre Chance“ von Petra Bertram (Kika/RBB). Nicht nur bei diesem Film sah die Jury Schwächen gerade hinsichtlich der Bildgestaltung,

hier jedoch fiel gar das Urteil „handwerklich traurig“. In diesem Porträt eines begabten Mädchens mit vietnamesischen Wurzeln wird ebenfalls viel zu wenig über die familiären Hintergründe berichtet. Eva, eine tolle Protagonistin, die großes Selbstbewusstsein ausstrahlt, lebt bei ihrer Tante; vermutlich hat es eine familiäre Misere gegeben, aber thematisiert wird sie nicht.

Von außen geschaut

Ausführlich diskutiert wurde auch „Lisa zwischen den Welten“ (Kika/MDR, Buch: Stephan Liskowsky, Regie: Liskowsky und Natalija Yefimkina). Die Jury begrüßte den Film als aus Kindersicht erzähltes Plädoyer gegen den Krieg, hatte aber auch Zweifel daran, ob er kindgerecht sei. Lisa ist mit Mutter und Schwester vor dem Krieg in der Ukraine geflohen, aber nicht, wie man zunächst vermutet, nach Deutschland, sondern innerhalb des Landes. Über die Hintergründe des Konflikts verrät der Film nichts, offenbar wird vorausgesetzt, dass die jungen Zuschauer sie kennen.

Es gibt Szenen von großer Empathie, etwa, als Lisa mit ihren Mitschülerinnen das Werfen von Handgranaten lernen muss, aber oft stehen Kommentartext und optische Ebene in seltsamem Widerspruch: Aus dem Off wird erzählt, es gehe Lisa schlecht, sie habe keine Freunde, aber man sieht sie auf einem Spielplatz mit anderen Kindern. Außerdem, heißt es, vermisste sie Geborgenheit, doch die Bilder zeigen sie immer wieder sehr innig mit Mutter und Schwester. Dass sie als Russisch sprechendes Mädchen in der Ukraine ausgegrenzt wird, kann man sich allenfalls als erwachsener Zuschauer erschließen, aber sicher nicht als Kind.

Kritik gab es ausnahmsweise auch an zwei Sonderausgaben der sonst stets für ihre Qualität gerühmte „Sendung mit der Maus“. Über mehrere Ausgaben hinweg hat Christoph Biemann das syrische Flüchtlingskind Tiba und seine Familie begleitet. Der Auftakt wirkt jedoch wie eine Diashow mit Kommentar, denn die Geschichte der Flucht wird anhand von Fotos erzählt. Hauptfigur ist nicht das Mädchen Tiba, sondern sein Vater, denn er spricht im Gegensatz zum Rest der Familie Englisch – offenbar hat Biemann vergessen, einen Dolmetscher mitzunehmen. Die eigentliche Rolle des „Maus“-Reporters bleibt unklar, und so ist die Reportage ähnlich wie viele Beiträge aus der Armutswoche ein typisches Beispiel für die Helikopter-Perspektive, die das Fernsehen in solchen Fällen gern einnimmt. Weil die Regisseure von außen und oben auf die Menschen schauen, über deren Probleme sie berichten, erreichen auch ihre Filme oft nur den Kopf, aber nicht das Herz. ■